

Aus dem Idiotikon

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **19 (1935)**

Heft 1-2

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

lichte, wohin derartigi Tendenze führed“, wenn in einer andern Berammlung von Akademikern einer schließt, indem er „lascht, not lihscht“ und „beziehgswis“ oder „nichts destoweniger“ noch etwas beifügt — ist das schweizerdeutsches Quellwasser? (Schweizerdeutsch war, was in einer geistlichen Berammlung einem Hochschul-lehrer in der mundartlichen Aussprache über seinen Vortrag entfuhr: „Das ist e cheibe Sach“). Die meisten Vorträge und Reden werden ja zuerst geschrieben, und sobald wir die Feder in die Hand nehmen, denken wir schriftdeutsch und übersetzen es dann, wenn wir „volkstümlich“ wirken wollen, beim Vortrag vorweg in mundartliche Lautformen, aber Wortschatz, Satzbau und Stil bleiben eben doch schriftdeutsch. Mit solchem Mischmasch zwischen Mundart und Schriftsprache ist aber weder der Mundart noch der Schriftsprache gedient. Wir sind schon zu gebildet, um nicht zu sagen verbildet, um über Dinge, über die wir in Zeitungen und Büchern viel schriftdeutsches lesen, also vor allem über Dinge des höheren Geisteslebens, noch unversälschte Mundart reden zu können. Es gibt noch einige wenige, die das können, am ehesten Berner, aber gerade das Berner Großratsdeutsch, das Herrn S. so gefällt, hat ein Kenner, Otto von Greyerz, schon vor dreißig Jahren verspottet. Es ist auch nicht einzusehen, weshalb es dem vaterländischen Gefühl des Schweizers schaden müsse, wenn er schriftdeutsch spricht oder hört; Herr S. tut aber, wie wenn die Sprache Goethes für uns nur ein notwendiges Uebel wäre. Unsere Welschen haben sich, um Herrn Ss. Witz anzuwenden, von Paris fast vollständig „gleichschalten“ lassen — sind sie deshalb schlechtere Schweizer geworden? Und wenn ein Frankfurter, Hamburger oder Berliner unser schriftdeutsch nicht versteht, wie Herr S. fürchtet, so hat das in den meisten Fällen ja gar nichts zu bedeuten, aber es ist wieder eine maßlose Uebertreibung, daß er es bei gutem Willen des Sprechers und des Hörers nicht verstehen könnte. (Daß er es für Schweizerdeutsch hält, mag als guter Witz gelten, hat aber nichts zu sagen.) Jedenfalls ist unsere Aussprache in den letzten dreißig Jahren wesentlich besser und auch für einen geistig gesunden Hamburger (und mit einem andern verkehrt hoffentlich Herr S. nicht), verständlich geworden. Ein jüngerer deutschschweizerischer Lehrer, der in der Mittelschule einen ordentlichen Deutschlehrer gehabt hat und verstanden werden will, wird auch in einer Lehrerversammlung in Hamburg oder Berlin verstanden.

Daß wir die Schriftsprache nicht entbehren können, gibt auch Herr S. zu. Wir brauchen den Anschluß an eine Weltsprache, und das ist auch die hochdeutsche Schriftsprache. Sie wird von etwa 90 Millionen Erdenbürgern gebraucht; mit ihr kommt man auch um die Welt, wenn auch nicht ganz so leicht wie mit Englisch oder Französisch. Man gibt sich in der Schweiz Mühe, einen ansehnlichen Teil des Volkes in tadelloser französischer Aussprache zu erziehen, aber sich auch nach der Schulzeit noch in Reden und Vorträgen im Gebrauch des schriftdeutschen zu üben, soll überflüssig sein?

Und wenn man dann sagt, Holland und Dänemark seien trotz ihrer sprachlichen Selbstständigkeit in der Kultur nicht zurückgeblieben, so ist darauf zu antworten: Holland hat doppelt so viele Einwohner wie die deutsche Schweiz und einen eigenen Zugang zum Weltmeer; das letzte gilt auch für Dänemark, das zudem seine Schriftsprache mit Norwegen gemeinsam hat, was auch wieder das Doppelte zur deutschen Schweiz ausmacht. Daß es für den Erfolg ihrer Dichter eine große Erschwerung bedeutet, wenn sie

zuerst in eine andere Sprache übersetzt werden müssen (und ein Dichter möchte eben zu Mitmenschen, nicht nur zu Mitbürgern sprechen), läßt sich kaum bestreiten. Daß es umgekehrt für uns eine geistige Bereicherung bedeutet, wenn wir ohne weiteres, ohne Uebersetzungen abwarten zu müssen, am deutschsprachigen Geistesleben teilnehmen können, bestreitet nicht einmal Herr Hasler. Gottfried Keller, der kein übler Schweizer war, obschon er von einer schweizerischen Nationalliteratur und einer deutschschweizerischen Mundartliteratur nichts wissen wollte, hat sich so ausgedrückt: „Zu einem guten staatlichen Dasein braucht es nicht mehr und nicht weniger Mitglieder, als gerade vorhanden sind; mit den Kulturdingen ist es anders; da sind vor allem gute Einfälle, so viel als immer möglich, notwendig, und daß deren in vierzig Millionen Köpfen mehrere entstehen als nur in zwei Millionen, ist außer Zweifel.“ (Diese Einwohnerzahlen sind die von 1850; meint Herr S., mit 2,9 Millionen könnte man's wagen?)

Wir fügen nur noch bei: Es gibt auch einen schweizerischen Größenwahn.

Aus dem Idiotikon.

112. Heft (Huber & Co., Frauenfeld).

Bis auf die zwei letzten Spalten des 5. Bogens, die den Anfang einer längern Artikelreihe über die Wortstippen von Sprache und sprechen enthalten, hat in dieser Lieferung noch Albert Bachmann, der vor einem Jahr verstorbene, unvergeßliche Leiter des schweizerdeutschen Wörterbuches, den Text durchgesehen und endgültig festgestellt. Wer nur als Liebhaber die schwerbefrachteten Seiten durchstöbert, verspricht sich mit Recht einen heitern Spaß von dem, was der Volksmund vom Spaß zu berichten weiß. Dieser lärmige, pöbelhafte Geselle, dessen unverwiltliche Lebenskraft aller Verfolgung spottet, so daß in d Spaze schüße in Glarus geradezu sprichwörtlich ist für eine nutzlose, ihren Zweck verfehlende Anstrengung, erfreut sich — obschon vielgeschmäht und der allgemeinen Berachtung preisgegeben — vielleicht gerade wegen seiner unbeirrbaren, in ihrer Ohnmacht doch so lächerlichen Frechheit einer heimlichen Liebe des Menschen. Sonst wäre ja Spaß nicht zum Rosenamen für ein Kind geworden. Das Sprichwort „Besser en Spaß i der Hand als e Luuben uf em Tach“ ist weit über die Schweiz hinaus bekannt; dem Sinne nach steht ihm nahe: Besser e Luus im Chrut als gar e fes Fleisch. Merkwürdig ist nun, daß auch solche im Gedächtnis fest verhafteten Sprichwörter sich kreuzen, wie in den folgenden Spielformen: Besser e Luus im Chruut as e Spaß uf em Tach (Sarganserland), oder: Besser e Spaß im Häfeli weder gar ekes Fleisch (Luzern). — Ueberraschende Belehrung wird uns bei spaziere zuteil. Dieses Fremdwort (aus it. spaziare) hat auch bei uns ein so ehrwürdiges Alter, wie wir es seinem heiter-sorglosen Sinn gar nicht zutrauen möchten. In der ältern Sprache wird es aber auch im Sinn von gehen, reisen schlechthin gebraucht. So schreibt Eschudi: „In selbigen Tagen fügt es sich, daß der Landvogt Geßler, als er von Uri gen Rüfnach uff sin Burg spazieren wolt, durch das Land ze Schwiz rit.“ Und bei Zwingli lesen wir: „Der geist Gottes ... spaciert in ir (der hl. Schrift) so lustlich.“ Zu dieser allgemeinen Verwendung paßt die noch heute übliche Formel „Spaziered Si!“ womit man einen Gast auffordert einzutreten. Ironischer Gebrauch wie in der Redensart „is Chefi spaziere“ liegt auch vor in abspaziere, einem der vielen

Scherzausdrücke für sterben, die sich das Volk erlaubt. — Aus der fast verwirrenden sachlichen Fülle, in der wir dem Wort Spiz begegnen, seien hier nur jene Spizen erwähnt, mit denen das Luzug liebende 17. Jahrhundert prunkte, und die allen strengen Sittenmandaten zum Trotz bis in die jüngste Gegenwart beim Frauenzimmer zu Stadt und Land ein geschätzter Artikel waren. Im st. gallischen Wartau sagt man von einem scharfen Kritiker in unmißverständlichem Wortspiel: „Er het Spiz feil.“ Man hört auch sonst, daß die Bewohner unserer Ostmark, wo die berühmten Stickerien und Spizen gewirkt werden, nicht ungerne dem lieben Nächsten mit einem fein gedrechelten „Spiz“ (für verletzende, höhnische Äußerung) aufwarten. Die Fügung „Ein en Spiz ge“ ist zu Hause in Appenzell, St. Gallen, Thurgau und Zürich (Oberland). Um gerecht zu sein, müssen wir allerdings erwähnen, daß diesem geschlossenen Gebiet, wo Spiz in der Bedeutung Stichelwort vorkommt, ein ebenso einheitliches gegenübersteht, wo ein gleichbedeutendes Spüz und das zugehörige Tätigkeitswort spüzle herrschen: Zug, Schwyz, Uri, Unterwalden, Luzern, Bern (Ringgenberg und bei Gotthelf). — Wenn wir's nicht schon wüßten, so könnten wir es hier erfahren, wie bescheiden, ja geringschätzig das Volk oft von seiner eigenen Sprache denkt. Natürlich geht man in der vielsprachigen Schweiz nicht achtlos an der Mannigfaltigkeit der Mundarten vorüber. Das beweisen Feststellungen wie: Er ist en Appenzeller, me fennt en a der Sprooch; a der Sprooch a isch er e Glarner. Man vergleicht und wertet diese Sprachen auch, nicht selten zu Ungunsten der eigenen. „D Inner-schwyzer hei e schööni Sprooch“, findet ein Basellandschäftler. Die Pommater bezeichnen ihre Mundart als „leidi Spraach“. Nicht zu überbieten ist aber das sprachliche Minderwertigkeitsgefühl dort, wo man in die Fremde, natürlich ins Welschland, gehen muß „go d Spraach ler(n)e“ (so besonders in Bern, aber auch in Luzern, Schwyz, Uri, Zug, Schaffhausen und anderwärts). Französisch ist einfach „d Spraach“. Eine köstliche Stelle bei Gotthelf beleuchtet diesen eigenartigen, ein bißchen betrüblichen deutschschweizerischen Standpunkt: Ein Bursche kommt zum Herrn Pfarrer und bittet um seinen Heimatschein; er wolle „ga d Spraach leere“. Der Pfarrer, verwundert, sucht ihm begreiflich zu machen, daß er doch sprechen könne, und daß seine Rede doch auch eine Sprache sei. Das ist dem Burschen etwas Neues; er hat nicht gewußt, „daß das, wo me redt, o ne Spraach sig... I ha geng nume vo eire ghöört, vom Wälsch“. Und fürwahr, wie könnte einer auch Anspruch auf Bildung machen, wenn er „d Spraach nit cha“, nicht Französisch spricht? Zu welchem Gipfel der Kultur schaut da das Volk der Hirten sehnsüchtig auf! W. Cl.

Allerlei.

Karriere. (Aus dem Nebelspalter.) Redaktor Eschümperli besorgte die Schriftleitung des dreimal wöchentlich erscheinenden „Himmelberger Anzeigers“ schlecht und recht und wäre wahrscheinlich bis zu seinem seligen Ende in dieser Stellung geblieben, wenn er nicht eines Tages einen Einfall gehabt hätte. Nicht daß er über die verschiedenen „Fronten“ losgezogen oder über die „Freigeldbewegung“ gewettert hätte. Nein. Er änderte einfach seine Schreibweise.

Was er früher als verfehltes Vorgehen einer Partei getadelt hatte, nannte er heute „deroutierte Taktik“, eine vorzügliche Wiedergabe bezeichnete er in Zukunft als

„stupende Interpretation“, statt „Gleichhaltung“ wandte er das Wort „Homogenität des Denkens“ an, warf mit „totalitärem Staat“ und „vitalem Interesse“ um sich und umschrieb einen magern Vergleich mit „adäquatem Kompromiß“.

Heute ist Eschümperli Inlandredaktor an einem führenden Blatte, Mitglied des Nationalrates und soll demnächst den „doctor honoris causa“ einer schweizerischen Universität erhalten.

Wissenschaftlich, nicht zu volkstümlich! In der Dezembernummer 1933 des „Kosmos“ ist folgendes zu lesen: Ein dem Einsender befreundeter Arzt reichte der Schriftleitung einer bekannten wissenschaftlichen ärztlichen Zeitschrift vor nicht gar langer Zeit einen Aufsatz ein, erhielt ihn aber zurück mit dem Bemerkten, er habe den wissenschaftlichen Ton nicht so recht getroffen, der Aufsatz sei zu volkstümlich abgefaßt. Also ersetzte er wo immer es ging, die deutschen Ausdrücke durch Fremdwörter und reichte die sonst unveränderte Arbeit der gleichen Zeitschrift wieder ein. Und siehe da: nun war die Zeitschrift „wissenschaftlich“ genug, nun wurde sie angenommen.

Als Kostproben eines wissenschaftlich einwandfreien Deutsch werden dann folgende zwei Beispiele gegeben:

„Nach unserer Theorie erscheint die protektive Wirkung des Rindenhormons der Nebenniere auf die Geschlechtscharaktere geknüpft an die Tendenz, das bestehende konstitutionelle Prävalenzverhältnis der Geschlechtsfaktoren zum Teil zu Gunsten des überdeckten latenten Faktors im Sinne eines Dominanzwechsels zu verschieben.“

„Ich fasse zusammen: daß bei der Allergie neben den erogenen Faktoren, den Allergenen, zur Manifestation der gleichwertige endogene Faktor der Personen mit ihrer Disposition und Kondition gehört.“

Dann ein weiteres Beispiel aus einem ganz anderen Gebiet. Eine neue Kirche in Dortmund wird u. a. mit folgenden Worten beschrieben: „Die eigentliche Aufgabe sakraler Aktivierung dieses Formprinzips ist die Materialisation des Transrationalen in der Infarnation des Rationalen.“

Jetzt wissen wir's. Nämlich wo in der Schweiz der gewöhnliche Mensch aufhört und „der bessere Herr“ beginnt. Die Grenze liegt, dem demokratischen Wesen der Schweiz entsprechend, ziemlich niedrig, nämlich beim Preise von 2 Fr. und 75 Rp. für ein Gesellschaftsmittagessen im Hotel Rigi-First. Seine Preislifte belehrt uns: wer billiger ist, also für 2 Fr. 50 Rp., für 2 Fr. oder gar nur für 1 Fr. 50 Rp., gehört zu den gewöhnlichen Deutschschweizern und erhält ein deutschsprachiges „Menu“ (immerhin ein Menü!), auf dem so gewöhnliche Sachen stehen wie Erbsensuppe, Bratwurst, Hörnli, Kartoffelsalat. Bei 2 Fr. 50 Rp. bessert es schon ein wenig, dem bessern Stand entsprechend: da gibt es nach der Glädli-suppe bereits Roastbeef braisé und nach dem Kalbsbraten schon Crème Parisienne. Aber ganz fein, nämlich ganz französisch, wird es doch erst von 3 Fr. an: die Suppe ist Potage oder Consommé geworden; was für zweieinhalb Franken noch Schweinscarré hieß, heißt jetzt Carré de Porc rôti; die einfachen Kartoffeln haben sich zu Pommes nature (!) hinauf entwickelt und der Salat zu Salade. Berner Platte oder Speck mit Bohnen gibt es nicht, weil das unter 3 Fr. nicht zu haben ist, aber Plat bernois und Haricots au lard. — Wir danken dem Hotel Rigi-First für diese einfache und doch geistreiche Verbindung der Sprachenfrage mit der sozialen. „Lern' dieses Volk von Wirten kennen, Knabe“!